



SABAA TAHIR

ELIAS
&
LAIYA

DIE HERRSCHAFT DER MASKEN

(one)

SABAA TAHIR

ELIAS & LAIA
DIE HERRSCHAFT DER MASKEN

SABAA TAHIR

ELIAS
&
LAIA

DIE HERRSCHAFT DER MASKEN

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch
von Barbara Imgrund

one

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Titel der englischsprachigen Originalausgabe:

»An Ember in the Ashes«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Sabaa Tahir

Alle Rechte vorbehalten

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel, punchdesign, München

Umschlagmotiv: © Sandra Taufer, München, unter Verwendung von

shutterstock/Aaron Amat; shutterstock/Iuliia Azarova; shutterstock/

SLP_London; shutterstock/negativkz; shutterstock/Shawn Dodds;

shutterstock/Yana Zastolskaya; shutterstock/vita khorzhevsk

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8466-0009-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.one-verlag.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe.

Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die *gesetzliche Buchpreisbindung*. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Für Kashi,
der mich lehrte, dass mein Geist stärker ist
als meine Angst

Liebe Leserin,
lieber Leser,

ich bin in der Mojave-Wüste aufgewachsen, 240 Kilometer nördlich von Los Angeles, in einem heruntergekommenen 18-Zimmer-Motel, das meine Eltern gekauft hatten, als sie nach Amerika kamen. Ich bin das jüngste von drei Kindern – meine zwei älteren Brüder sind bis heute meine besten Freunde.

Wie viele Kleinstädte nahm meine Heimatstadt Außenseiter nicht immer mit offenen Armen auf. Als Einwandererkind habe ich große Teile meiner Jugend in dem Gefühl verbracht, ausgestoßen zu sein, und fand Trost in Büchern, vor allem in Fantasyromanen.

Nachdem ich das College absolviert hatte, bekam ich einen Job in der Auslandsredaktion der Washington Post. Hier ereilte mich spätnachts im Sommer 2007 die Inspiration zu ELIAS & LAIA.

Ich las gerade eine Story über Frauen im Kaschmir, deren Brüder, Ehemänner und Söhne von lokalen Militärs entführt und nie wieder gesehen wurden. Dabei ging mir durch den Kopf: Was würde ich tun, wenn mir einer meiner Brüder genommen würde? Würde ich versuchen, ihn zurückzuholen? Könnte ich ihn zurückholen?

Aus diesen Fragen entstand ELIAS & LAIA, die Geschichte von Laia, einem Mädchen, das darum kämpft, ihren Bruder zu retten, nachdem er von einem Schreckensregime gefangen genommen wurde, und Elias, einem Soldaten dieses Regimes, der sich nichts sehnlicher wünscht als Freiheit von der Tyrannei.

Dieses Buch handelt von vielen Dingen: von dem, was wir für die Menschen tun, die wir lieben; vom Wesen des Muts und dem Preis für unser Handeln. Es ist nicht nur von den Nachrichten inspiriert, sondern auch von meiner eigenen Kindheit und meinem Ringen um Tapferkeit, dem Kampf gegen Feigheit und meinem Wunsch, zu einer Gruppe zu gehören ...

Doch das Herz meines Buchs, seine wahrhaftigste Inspiration, ist die Idee der Hoffnung. Hoffnung ist ein kostbares und nur dem Menschen eigenes Gut, das selbst unter schwierigsten Bedingungen gedeiht. Für mich ist es ein Phänomen, das es wert ist, erforscht und gefeiert zu werden – und das habe ich mit ELIAS & LAIA versucht.

Mit den besten Wünschen

Sabaa Tahir

WEIHE
LEIB und SEELE
dem
IMPERIUM.

BEHALTE DEIN
HERZ
für DICH.

TEIL I
DER ÜBERFALL

I: LAIA

Mein großer Bruder kehrt heim in den dunklen Stunden vor der Morgendämmerung, in denen sogar die Geister ruhen. Er riecht nach Stahl und Kohle und Schmiede. Er riecht nach dem Feind.

Als er seinen vogelscheuchendünnen Körper durch die Fensteröffnung schiebt, verursachen seine bloßen Füße keinerlei Geräusch auf den Schilfmatten. Ein heißer Wüstenwind fährt mit ihm herein, und die schlaffen Vorhänge rascheln. Sein Zeichenheft fällt zu Boden, rasch schiebt er es mit dem Fuß unter sein Schlaflager, als wäre es eine Schlange.

Wo warst du, Darin? In meinem Kopf habe ich den Mut zu fragen, und Darin vertraut mir genug, um zu antworten. Warum verschwindest du immer wieder? Warum, wenn doch Großvater und Nana dich brauchen? Wenn doch ich dich brauche?

Seit fast zwei Jahren will ich ihm jede Nacht diese Fragen stellen. Und jede Nacht wieder fehlt mir der Mut dazu. Ich habe nur noch diesen Bruder. Ich will nicht, dass er mich ausschließt wie alle anderen.

Aber heute Nacht ist es anders. Ich weiß, was in seinem Zeichenheft steht. Ich weiß, was es bedeutet.

»Du solltest nicht mehr auf sein.« Darins Flüstern reißt mich aus

meinen Gedanken. Er besitzt so etwas wie einen siebten Sinn, den man normalerweise Katzen nachsagt – das hat er von unserer Mutter. Ich setze mich auf meinem Lager auf, als er die Lampe entzündet. Es hat ja doch keinen Sinn mehr, so zu tun, als würde ich schlafen.

»Es ist Ausgangssperre, und es sind schon drei Streifen vorbeigekommen. Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Ich weiß, wie ich den Soldaten aus dem Weg gehen muss, Laia. Ich habe viel Übung.« Er stützt das Kinn auf mein Lager und lächelt Mutters liebes, schiefes Lächeln. Dieser vertraute Blick – den er immer für mich hat, wenn ich aus einem Albtraum erwache oder wenn uns das Korn ausgeht. *Alles wird gut*, sagt dieser Blick.

Er nimmt das Buch hoch, das auf meinem Bett liegt. »*Nächtliche Versammlung*«, liest er. »Gruselig. Wovon handelt es?«

»Ich habe gerade erst angefangen. Es geht um einen Dschinn ...« Ich unterbreche mich. Schlaue. Sehr schlau. Er hört genauso gern Geschichten, wie ich sie erzähle. »Vergiss es. Wo warst du? Großvater hatte heute Morgen ein Dutzend Patienten.«

Und ich bin für dich eingesprungen, weil er so viele allein nicht schafft. Weshalb Nana die Marmelade für den Kaufmann selbst einkochen musste. Nur, dass sie nicht fertig geworden ist. Jetzt wird der Händler uns nichts zahlen, und wir werden im Winter hungers sterben, und göttiger Himmel, warum kümmerst dich das eigentlich nicht?

All das sage ich nur im Geiste. Das Lächeln ist Darin schon aus dem Gesicht gefallen.

»Ich bin nicht zum Heilen geschaffen«, sagt er. »Großvater weiß das.«

Ich will schon einlenken, doch da fallen mir Großvaters hängende Schultern von heute Morgen ein. Ich denke an das Zeichenheft.

»Großvater und Nana verlassen sich auf dich. Rede wenigstens mit ihnen. Das geht doch schon Monate so.«

Ich warte darauf, dass er sagt, ich würde das nicht verstehen. Ich solle ihn in Ruhe lassen. Aber er schüttelt nur den Kopf, lässt sich

auf sein Lager fallen und schließt die Augen, als hätte er keine Lust zu antworten.

»Ich habe deine Zeichnungen gesehen.« Die Worte sprudeln einfach so aus meinem Mund, und Darin fährt sofort hoch. Sein Gesicht ist wie versteinert. »Ich habe dir nicht nachspioniert«, sage ich. »Eines der Blätter ist herausgefallen. Ich habe es gefunden, als ich heute Morgen die Schilfmatten gewechselt habe.«

»Hast du Nana und Großvater davon erzählt? Haben sie es gesehen?«

»Nein, aber –«

»Laia, hör zu.« Zur Hölle, ich will das nicht hören. Ich will nicht hören, welche Ausflüchte er gleich vorbringt. »Was du gesehen hast, ist gefährlich«, sagt er. »Du darfst niemandem davon erzählen. Niemals. Nicht nur mein Leben steht auf dem Spiel. Auch andere –«

»Arbeitest du für das Imperium, Darin? Arbeitest du für die Martialien?«

Er schweigt. Ich glaube, die Antwort in seinen Augen zu sehen, und mir wird schlecht. Kann es sein, dass mein Bruder ein Verräter am eigenen Volk ist? Dass er auf der Seite des Imperiums steht?

Wenn er Korn beiseitegeschafft oder Bücher verkauft oder Kindern das Lesen beigebracht hätte, würde ich es verstehen. Ich wäre stolz auf ihn, dass er all das tut, wozu ich nicht mutig genug bin. Wegen solcher »Verbrechen« überfallen die Schergen des Imperiums Menschen, werfen sie ins Gefängnis und töten sie. Dabei ist es nicht böse, einer Sechsjährigen das Lesen beizubringen – nicht für meine Leute, die Kundigen. Doch was Darin getan hat, ist krank. Es ist Verrat.

»Das Imperium hat unsere Eltern umgebracht«, flüstere ich. »Und unsere Schwester.«

Ich möchte ihn anschreien, aber ich verkneife es mir. Die Martialien haben das Land der Kundigen vor fünfhundert Jahren erobert und seither nichts anderes getan, als uns zu unterdrücken und zu

versklaven. Einst war unser Land Heimstatt der besten Universitäten und Bibliotheken der Welt. Heute können die meisten von uns eine Schule nicht von einer Waffenkammer unterscheiden.

»Wie konntest du dich nur auf die Seite der Martialen schlagen? Wie, Darin?«

»Es ist nicht so, wie du denkst, Laia. Ich werde dir alles erklären, aber –«

Plötzlich bricht er ab; er reißt die Hand hoch, um mir zu bedeuten, still zu sein, als ich nach der versprochenen Erklärung fragen will. Den Kopf hat er in Richtung Fenster gedreht.

Durch die dünnen Wände höre ich, wie Großvater schnarcht, Nana sich herumwälzt und eine Trillertaube gurr. Es klingt vertraut. Es klingt nach zu Hause.

Darin hört etwas anderes. Alles Blut weicht aus seinem Gesicht, und Angst flackert in seinen Augen auf.

»Laia«, sagt er. »Ein Überfall.«

»Aber wenn du für das Imperium arbeitest ...« *Warum durchsuchen die Soldaten dann unser Haus?*

»Ich arbeite nicht für sie.« Er klingt ruhig. Ruhiger, als ich mich fühle. »Versteck das Zeichenheft. Das ist es, was sie suchen. Deshalb sind sie hier.«

Dann ist er zur Tür hinaus, und ich bin allein. Meine nackten Beine fühlen sich wachweich an, meine Hände wie Holzklotze. *Be-eil dich, Laia!*

Normalerweise führt das Imperium seine Überfälle bei hellichem Tage durch. Die Soldaten wollen, dass die Mütter und Kinder der Kundigen, die Väter und Brüder zusehen, wie die Familie eines anderen Mannes in die Sklaverei getrieben wird. So schlimm diese Überfälle sind, die nächtlichen sind noch schlimmer. Sie finden statt, wenn das Imperium keine Zeugen gebrauchen kann.

Ich überlege, ob das hier wirklich ist. Oder ein Alptraum. *Es ist wirklich, Laia. Mach schon.*

Ich werfe das Zeichenheft aus dem Fenster in eine Hecke. Es ist ein armseliges Versteck, aber ich habe nicht mehr Zeit. Nana humpelt in mein Zimmer. Ihre Hände, die so ruhig sind, wenn sie die Marmelade in den Fässern umrührt oder mir die Haare flicht, flattern wie verzweifelte Vögel, als sie mich antreibt, mich zu beeilen.

Sie zerrt mich auf den Gang. Mein Bruder steht mit Großvater an der Hintertür. Die weißen Haare meines Großvaters sind zerrupft wie ein Heuhaufen, seine Kleidung ist zerknautscht, aber in den tiefen Furchen seines Gesichts ist keine Spur von Schläfrigkeit zu erkennen. Er raunt meinem Bruder etwas zu und gibt ihm dann Nanas größtes Küchenmesser. Ich weiß nicht, warum er sich überhaupt die Mühe macht. Am Serrastahl einer Martialenklinge wird das Messer einfach zerbrechen.

»Du und Darin geht durch den Hinterhof«, sagt Nana, während ihr Blick von Fenster zu Fenster huscht. »Sie haben das Haus noch nicht umstellt.«

Nein. Nein. Nein. »Nana.« Ich hauche ihren Namen und stolpere, als sie mich zu Großvater schiebt.

»Versteckt euch am Ostende des Quartiers ...« Sie verschluckt das Ende des Satzes, den Blick auf die Fenster geheftet. Durch die zerlumpte Vorhänge hindurch erhasche ich das Aufblitzen eines flüssigen Silbergesichts. Mein Magen krampft sich zusammen.

»Eine Maske«, sagt Nana. »Es ist eine Maske dabei. Geh, Laia. Bevor er hier ist.«

»Was ist mit dir? Und Großvater?«

»Wir halten sie auf.« Großvater schiebt mich sanft zur Tür hinaus. »Hüte deine Geheimnisse, meine Kleine. Hör auf Darin. Er wird sich um dich kümmern. Geh jetzt.«

Darins hagerer Schatten fällt auf mich; er packt meine Hand, als sich die Tür hinter uns schließt. Er bückt sich, um in die warme Nacht abzutauchen, und bewegt sich mit einer Zuversicht, die ich auch gern hätte, geräuschlos über den losen Sand des Hinterhofs.

Obwohl ich siebzehn und damit alt genug bin, meine Angst im Zaum zu halten, umklammere ich seine Hand, als wäre sie das einzig Verlässliche auf dieser Welt.

Ich arbeite nicht für sie, hat Darin gesagt. Aber für wen arbeitet er dann? Irgendwie muss er den Schmieden von Serra nahe genug gekommen sein, um in allen Einzelheiten den Herstellungsprozess der kostbarsten Waffe zeichnen zu können, die das Imperium besitzt: des unzerbrechlichen Schimitars, eines Säbels, der mit einem Hieb drei Männer durchhauen kann.

Vor einem halben Jahrtausend mussten sich die Kundigen der Invasion der Martialen geschlagen geben, denn unsere Schwerter zerbrachen an ihrem überlegenen Stahl. Die Martialen hüten ihre Geheimnisse wie Geizkrägen Gold. Jeder, der ohne triftigen Grund in unserer Stadt in der Nähe der Schmieden geschnappt wird – sei es ein Kundiger oder ein Martialer –, riskiert die Hinrichtung.

Wenn Darin nicht auf der Seite des Imperiums steht, wie konnte er dann den Schmieden von Serra so nahe kommen? Und wie haben die Martialen von seinem Zeichenheft erfahren?

An der Vorderseite unseres Hauses hämmert jetzt eine Faust gegen die Eingangstür. Stiefel schleifen über den Boden, Stahl klirrt. Ich sehe mich hastig um, in der Erwartung, die silbernen Rüstungen und blauen Umhänge der imperialen Legionäre zu erblicken, aber der Hinterhof liegt ruhig da. Die frische Nachtluft kann nichts gegen den Schweiß ausrichten, der meinen Hals hinabrinnt. Von fern höre ich das Dröhnen der Trommeln von Schwarzkliff, der Schule, in der die Masken ausgebildet werden. Meine Angst wird zu einer harten Klinge, die sich in meine Mitte bohrt. Das Imperium entsendet diese silbergesichtigen Monster nicht zu jedem beliebigen Überfall.

Das Hämmern an der Tür beginnt von Neuem.

»Im Namen des Imperiums«, sagt eine gereizte Stimme. »Ich befehle euch: Öffnet die Tür!«

Darin und ich erstarren.

»Hört sich nicht nach einer Maske an«, flüstert Darin. Masken sprechen leise, in Worten, die sich einem wie ein Schwert durch Mark und Bein bohren. In derselben Zeit, die ein Legionär brauchen würde, um anzuklopfen und einen Befehl zu erteilen, wäre eine Maske schon im Haus und würde jeden aufspießen, der sich ihr in den Weg stellt.

Darin begegnet meinem Blick, und ich weiß, dass wir beide das Gleiche denken. Wenn die Maske nicht bei den Legionären an der Haustür ist – wo ist sie dann?

»Hab keine Angst, Laia«, sagt Darin. »Ich werde nicht zulassen, dass dir etwas passiert.«

Ich möchte ihm glauben, aber meine Angst ist wie eine Strömung, die an meinen Knöcheln zerrt, um mich unter Wasser zu ziehen. Ich denke an das Ehepaar, das nebenan gewohnt hat: Sie wurden vor drei Wochen überfallen, ins Gefängnis geworfen und in die Sklaverei verkauft. *Buchschmuggler*, das war das Urteil der Martialen. Fünf Tage später wurde einer von Großvaters ältesten Patienten – ein dreiundneunzigjähriger Mann, der kaum allein gehen konnte – in seinem eigenen Haus hingerichtet, indem man ihm den Hals von Ohr zu Ohr aufschlitzte. *Sympathisant des Widerstands*.

Was werden die Soldaten Nana und Großvater antun? Sie einkerkern? Versklaven? Umbringen?

Wir erreichen das hintere Tor. Mein Bruder stellt sich auf die Zehenspitzen, um das Schloss zu öffnen, als ein Scharren in der Gasse dahinter ihn innehalten lässt. Eine Brise weht vorüber und wirbelt eine Staubwolke auf.

Darin schiebt mich hinter sich. Seine Knöchel um den Griff des Messers sind weiß, während das Tor mit einem Ächzen aufschwingt. Wie ein Finger tastet sich das Gefühl des Entsetzens an meiner Wirbelsäule hinauf. Ich spähe über die Schulter meines Bruders in die Gasse hinaus.

Da draußen ist nichts weiter als das ruhige Geräusch des Sandes.

Nichts als ein gelegentlicher Windstoß und die verriegelten Fenster unserer schlafenden Nachbarn.

Ich seufze erleichtert und mache einen Schritt um Darin herum.

Das ist der Moment, da sich die Maske aus der Dunkelheit schält und durch das Tor tritt.

II: ELIAS

Der Fahnenflüchtige wird vor Einbruch der Dämmerung tot sein.

Seine Spur verläuft im Staub der Katakomben von Serra im Zickzack wie die eines getroffenen Hirsches. Die Tunnel werden ihn zur Strecke bringen. Die heiße Luft hier unten ist zu schwer, der Gestank von Tod und Verwesung zu nah.

Als ich sie entdeckte, ist die Spur über eine Stunde alt. Nun haben die Wachen seine Witterung aufgenommen. Armer Teufel. Wenn er Glück hat, stirbt er bei der Verfolgungsjagd. Wenn nicht ...

Denk nicht daran. Versteck den Rucksack. Und dann nichts wie weg hier.

Schädel knirschen, während ich einen Beutel voller Essen und Wasser in eine Gruft schiebe. Helena würde mir die Hölle heiß machen, wenn sie sehen könnte, wie ich die Toten behandle. Aber wenn Helena erst herausfindet, warum ich tatsächlich hier unten bin, wird die Störung der Totenruhe noch der geringste ihrer Vorwürfe sein.

Sie wird es nicht herausfinden. Nicht, bevor es zu spät ist. Das schlechte Gewissen nagt an mir, aber ich verdränge es. Helena ist der stärkste Mensch, den ich kenne. Sie wird ohne mich zurechtkommen.

Zum wohl hundertsten Mal sehe ich über die Schulter zurück.

Der Tunnel liegt still da. Der Fahnenflüchtige hat die Soldaten in die entgegengesetzte Richtung gelockt. Aber Sicherheit ist eine Illusion, von der ich weiß, dass man ihr nie trauen darf. Rasch schichte ich wieder Gebeine vor der Gruft auf, um meine Spur zu verwischen; ich lauere mit geschärften Sinnen auf alles, was aus dem Rahmen des Üblichen fällt.

Noch *ein* Tag. Ein Tag Paranoia und Verstecken und Lügen. Ein Tag bis zur Abschlussfeier. Dann bin ich frei.

Während ich die Schädel in der Gruft wieder so anordne wie vorher, wälzt sich die heiße Luft um wie ein Bär, der aus dem Winterschlaf erwacht. Der Geruch von Gras und Schnee mischt sich in den stinkenden Atem des Tunnels. Ich habe nur zwei Sekunden, um von der Gruft wegzutreten, niederzuknien und den Boden zu untersuchen, als gäbe es hier Spuren. Dann steht sie hinter mir.

»Elias? Was machst du hier?«

»Hast du es nicht gehört? Ein Abtrünniger ist auf der Flucht«, sage ich, während ich weiter aufmerksam den staubigen Boden studiere. Unter der silbernen Maske, die mein Gesicht von der Stirn bis zum Kinn bedeckt, sollte meine Miene nicht zu erkennen sein. Aber Helena Aquilla und ich waren in den vierzehn Jahren, die wir nun schon an der Militärakademie von Schwarzkliff sind, fast jeden Tag zusammen; wahrscheinlich kann sie sogar meine Gedanken lesen.

Sie tritt schweigend vor mich, und ich hebe den Kopf, um in ihre Augen zu sehen, deren blasses Blau an die warmen Gewässer der südlichen Inseln erinnert. Die Maske sitzt auf meinem Gesicht wie ein Fremdkörper, der nichts mit mir zu tun hat und meine Züge ebenso verbirgt wie meine Gefühle. Hels Maske hingegen haftet an ihr wie eine zweite, silberne Haut, und ich kann ein leichtes Stirnrunzeln sehen, als sie auf mich herabschaut. *Entspann dich, Elias, sage ich mir. Du suchst doch nur nach einem Fahnenflüchtigen.*

»Er ist nicht hier entlanggekommen«, sagt Hel. Sie streicht mit der Hand über ihre Haare, die wie immer zu einer straffen, silber-

blonden Krone geflochten sind. »Dex hat eine Aux-Kompanie zum Nordturm und in den Tunnel der Östlichen Abteilung geführt. Meinst du, sie werden ihn schnappen?«

Aux-Soldaten sind – wiewohl nicht so gut ausgebildet wie Legionäre und mit Masken nicht zu vergleichen – immer noch gnadenlose Jäger. »Natürlich werden sie ihn schnappen.« Ich versäume es, die Bitterkeit in meiner Stimme zu unterdrücken, und Helena funkelt mich an. »Diesen feigen Dreckskerl«, füge ich hinzu. »Aber warum bist du überhaupt auf? Du hast heute Morgen doch gar keine Wache.« *Dafür habe ich schon gesorgt.*

»Diese verfluchten Trommeln.« Helena sieht sich im Tunnel um. »Haben uns alle aufgeweckt.«

Die Trommeln. Natürlich. *Fahnenflüchtiger*, dröhnten sie mitten in der Hundswache. *Alle wachhabenden Einheiten zu den Mauern.* Helena muss beschlossen haben, sich an der Hetzjagd zu beteiligen. Dex, mein Hauptmann, wird ihr gesagt haben, in welcher Richtung ich unterwegs bin. Er wird sich nichts dabei gedacht haben.

»Ich dachte, dass der Abtrünnige vielleicht diesen Weg eingeschlagen hat.« Ich entferne mich von meinem versteckten Rucksack, um in den zweiten Tunnel zu spähen. »Schätze, dass ich falschlag. Ich sollte wieder zu Dex aufschließen.«

»Leider muss ich zugeben, dass du normalerweise nie falsch liegst.« Helena streckt den Kopf vor und lächelt mich an. Ich spüre wieder das schlechte Gewissen, das sich wie eine Faust in meine Magengrube bohrt. Sie wird außer sich sein, wenn sie erfährt, was ich getan habe. Sie wird mir nie verzeihen. *Es spielt keine Rolle. Du hast dich entschieden. Du kannst jetzt nicht mehr zurück.*

Hel fährt mit leichter, geübter Hand über den Staub auf dem Boden. »Ich war noch nie in diesem Tunnel.«

Ein Schweißstropfen läuft meinen Hals hinunter. Ich ignoriere ihn.

»Er ist heiß und miefte«, sage ich. »Wie alles hier unten.« *Komm jetzt*, will ich hinzufügen. Aber wenn ich das täte, könnte ich mir

gleich »Ich führe etwas im Schilde« auf die Stirn tätowieren. Ich halte also den Mund und lehne mich mit verschränkten Armen an die Mauer der Katakomben.

Das Schlachtfeld ist mein Tempel. Ich skandiere im Stillen einen Spruch, den mir mein Großvater an dem Tag beigebracht hat, an dem wir uns kennengelernt haben; ich war sechs Jahre alt, und er pochte darauf, dass dieser Spruch die Sinne ebenso schärft wie ein Wetzstein eine Klinge. *Die Klinge ist mein Priester. Der Todestanz ist mein Gebet. Der Todesstoß ist meine Erlösung.*

Helena schaut auf meine verwischten Spuren; irgendwie schafft sie es, sie bis zu der Gruft zurückzuverfolgen, in der ich meinen Rucksack verstaut habe; zu den Schädeln, die dort aufgestapelt sind. Sie wird misstrauisch, und plötzlich ist die Luft zwischen uns zum Schneiden.

Verdammt.

Ich muss sie ablenken. Während sie zwischen mir und der Gruft hin- und hersieht, lasse ich den Blick gemächlich ihren Körper hinabwandern. Sie ist fünfzehn Zentimeter kleiner als ich – fünf Zentimeter fehlen ihr zu einem Meter achtzig. Sie ist der einzige weibliche Schüler in Schwarzkluft; in dem schwarzen, eng geschnittenen Kampfanzug, den alle Schüler tragen, hat ihre starke, schlanke Gestalt schon immer bewundernde Blicke auf sich gezogen. Nur nicht meine. Dafür sind wir schon zu lange befreundet.

Komm schon, nun merk es doch. Bemerke mein anzügliches Grinsen und werde wütend.

Als sie meinem Blick begegnet, der so schamlos ist wie der eines Seemanns im Hafen, verzieht sie den Mund, als wollte sie mich in Stücke reißen. Dann schaut sie zurück zur Gruft.

Wenn sie den Rucksack entdeckt und errät, was ich vorhabe, bin ich erledigt. Vielleicht würde es ihr schwerfallen, aber das imperiale Gesetz verlangt, dass sie mich meldet, und Helena hat noch nie in ihrem Leben das Gesetz gebrochen.

»Elias ...«

Fieberhaft überlege ich mir eine Lüge. *Ich will nur ein paar Tage weg, Hel. Ich brauche ein bisschen Zeit zum Nachdenken. Ich wollte dich nicht damit belasten.*

BUMM-BUMM-bumm-BUMM.

Die Trommeln.

Ohne mir dessen bewusst zu sein, übersetze ich die einzelnen Trommelschläge in die Botschaft, die sie übermitteln sollen. *Fahnenflüchtiger gefasst. Alle Schüler unverzüglich auf dem Haupthof antreten zum Appell.*

Es dreht mir den Magen um. Ein einfältiger Teil von mir hatte gehofft, der Abtrünnige würde es wenigstens aus der Stadt hinaus schaffen. »Das hat ja nicht lange gedauert«, sage ich. »Wir sollten gehen.«

Ich halte auf den Haupttunnel zu. Helena folgt mir, wie ich es vorausgesehen habe. Lieber würde Helena sich selbst ein Auge austechen, bevor sie sich einem direkten Befehl widersetzt. Sie ist eine echte Martiale und dem Imperium treuer ergeben als ihrer eigenen Mutter. Wie jede gute Maske in der Ausbildung hat sie das Motto von Schwarzkluft verinnerlicht: *Die Pflicht geht vor bis in den Tod.*

Ich frage mich, was sie sagen würde, wenn sie wüsste, was ich wirklich im Tunnel getrieben habe.

Ich frage mich, wie sie meinen Hass auf das Imperium aufnehmen würde.

Ich frage mich, was sie tun würde, wenn sie herausfände, dass ihr bester Freund die Fahnenflucht plant.

III: LAIA

Der Maskenmann schlendert durch das Tor; die großen Hände schwingen locker neben seinem Körper. Das fremdartige Metall der Maske haftet an seinem Gesicht wie silberne Farbe von der Stirn bis zum Kinn und legt doch jeden seiner Gesichtszüge frei – von den dünnen Augenbrauen bis hin zu den harten Kanten der Wangenknochen. Die kupferne Rüstung scheint mit seinen Muskeln verschmolzen zu sein und unterstreicht die Kraft dieses Körpers.

Eine Windbö bauscht den schwarzen Umhang auf. Der Maskenmann sieht sich im Hinterhof um, als wäre er auf einem Gartenfest. Seine blassen Augen finden mich, gleiten an meiner Gestalt empor und heften sich auf mein Gesicht wie der geistlose Blick eines Reptils.

»Du bist aber eine Hübsche«, sagt er.

Ich zerre an dem zerlumpten Saum meines Nachthemds und wünsche mir verzweifelt den unförmigen, knöchellangen Rock herbei, den ich tagsüber trage. Der Maskenmann zuckt nicht einmal mit der Wimper. Nichts in seinem Gesicht verrät, was er denkt. Aber ich kann es mir vorstellen.

Mein Bruder tritt vor mich und blickt zum Zaun, als würde er die Zeit abschätzen, die man braucht, um ihn zu erreichen.

»Ich bin allein, Junge.« Der Maskenmann spricht zu Darin mit der Gefühlsregung einer Leiche. »Die anderen Männer sind im Haus. Du kannst weglaufen, wenn du willst.« Er macht einen Schritt vom Tor weg. »Aber ich verlange, dass du das Mädchen hierlässt.«

Darin hebt das Messer.

»Wie ritterlich von dir«, sagt der Maskenmann.

Dann stößt er zu, aus heiterem Himmel. Wie ein Blitz aus Kupfer und Silber. Innerhalb der Zeitspanne, die ich zum Luftschnappen brauche, hat er das Gesicht meines Bruders in den Staub gedrückt und seinen sich windenden Körper mit einem Knie fixiert. Nanas Messer fällt in den Sand.

Ein Schrei entringt sich mir; er hängt einsam in der stillen Sommernacht. Sekunden später spüre ich die Spitze eines Säbels an meiner Kehle. Ich habe nicht einmal gesehen, wie der Maskenmann die Waffe gezogen hat.

»Ruhig«, sagt er. »Hände hoch. Und jetzt hinein mit euch.«

Der Maskenmann zerrt Darin mit einer Hand am Kragen hoch und treibt mich mit der Spitze seiner Waffe vorwärts. Mein Bruder humpelt; sein Gesicht ist blutig, sein Blick wie benommen. Als er sich wie ein Fisch am Haken wehrt, verstärkt die Maske ihren eisernen Griff.

Die Hintertür des Hauses geht auf, und ein Legionär im blauen Umhang tritt heraus.

»Das Haus ist gesichert, mein Feldherr.«

Der Maskenmann schubst Darin zu dem Soldaten. »Fessle ihn. Er ist stark.«

Dann packt er mich an den Haaren und reißt daran, bis ich schreie. »Mmm.« Er neigt den Kopf zu meinem Ohr und ich zucke zusammen; das Entsetzen bleibt mir im Hals stecken. »Ich hatte immer schon eine Schwäche für dunkelhaarige Mädchen.«

Ich frage mich, ob er eine Schwester, eine Frau, eine Geliebte hat. Aber es würde keinen Unterschied machen. Für ihn bin ich niemand

aus seiner Familie. Ich bin nur etwas, das man unterdrücken, benutzen und wegwerfen kann. Der Maskenmann zerrt mich den Gang entlang zum Wohnraum, so gleichgültig wie ein Jäger seine Beute. *Kämpfe*, sage ich zu mir. *Kämpfe*. Aber als würde er meinen jämmerlichen Tapferkeitsversuch spüren, drückt seine Hand fester zu, und Schmerz sägt sich in meinen Schädel. Ich ergebe mich, und er zieht mich weiter.

Legionäre stehen Schulter an Schulter im Wohnraum, mitten zwischen umgeworfenen Möbeln und zerbrochenen Marmeladengläsern. *Nun bekommt der Händler gar nichts mehr*. So viele Tage, zugebracht an dampfenden Kesseln, bis meine Haare den Duft von Aprikosen und Zimt annahmen. So viele Gläser mit Früchten, gedämpften und getrockneten, befüllt und versiegelt. Umsonst. Alles umsonst.

Die Lampen brennen, und Nana und Großvater knien auf dem Boden in der Mitte, die Hände auf den Rücken gefesselt. Der Soldat, der Darin festhält, stößt ihn neben ihnen zu Boden.

»Soll ich das Mädchen auch fesseln, Herr?« Ein weiterer Soldat greift nach dem Seil an seinem Gürtel, aber der Maskenmann lässt mich einfach zwischen zwei stämmigen Legionären stehen.

»Sie wird keine Probleme machen.« Ein Blick aus seinen Augen durchbohrt mich. »Oder?« Ich schüttle den Kopf, weiche zurück und hasse mich dafür, so ein Feigling zu sein. Ich greife nach dem angelaufenen Armreif meiner Mutter an meinem Oberarm und berühre das vertraute Muster, um Kraft daraus zu schöpfen. Ich finde keine. Mutter hätte gekämpft. Sie wäre lieber gestorben, als diese Demütigung zu ertragen. Aber ich kann mich nicht rühren. Meine Angst hält mich gefangen wie ein dumpfes Tier.

Ein Legionär betritt den Raum; sein Gesichtsausdruck wirkt mehr als nervös. »Es ist nicht hier, mein Feldherr.«

Die Maske sieht auf meinen Bruder herab. »Wo ist das Zeichenheft?«

Darin starrt vor sich hin und schweigt. Sein Atem geht leise und regelmäßig, er scheint nicht mehr benommen zu sein. Tatsächlich wirkt er beinahe gefasst.

Die Maske macht eine Geste, nur eine kleine Bewegung. Einer der Legionäre packt Nana am Kragen und stößt ihren gebrechlichen Körper gegen die Wand. Nana beißt sich auf die Lippen; ihre Augen sprühen blaue Funken. Darin versucht aufzufahren, aber ein anderer Soldat drückt ihn nach unten.

Der Maskenmann hebt eine Scherbe von einem der zerbrochenen Marmeladengläser auf. Seine Zunge zuckt wie die einer Schlange, als er von der Marmelade kostet.

»Schade, alles verdorben.« Er streichelt Nanas Gesicht mit der Bruchkante der Scherbe. »Du musst früher schön gewesen sein. Diese Augen.« Er wendet sich Darin zu. »Soll ich sie ihr herausschneiden?«

»Es liegt vor dem Fenster des kleinen Schlafzimmers. In der Hecke.« Ich bringe nicht mehr als ein Flüstern zustande, aber die Soldaten verstehen es. Der Maskenmann nickt, und einer der Legionäre verschwindet im Korridor. Darin sieht mich nicht an, doch ich spüre sein Entsetzen. *Warum hast du es mir zum Verstecken gegeben?!*, will ich ihn anschreien. *Warum hast du das verfluchte Ding mit nach Hause gebracht?*

Der Legionär kehrt mit dem Heft zurück. Einige endlose Sekunden lang ist im Raum nur das Rascheln der Seiten zu hören, während die Maske die Zeichnungen durchblättert. Wenn der Rest des Heftes so ist wie das Blatt, das ich gefunden habe, dann weiß ich, was sich der Maskenmann gerade ansieht: Messer, Schwerter, Scheiden, Schmieden, Formeln, Anweisungen der Martialen – alles Dinge, über die kein Kundiger Bescheid weiß, geschweige denn, dass er sie zu Papier bringen könnte.

»Wie bist du in den Waffenbezirk gekommen, Junge?« Der Maskenmann schaut von dem Heft auf. »Hat der Widerstand irgend-

einen plebejischen Arbeitseisel bestochen, um dich hinzuschmuggeln?»

Ich unterdrücke ein Schluchzen. Einerseits bin ich erleichtert, dass Darin kein Verräter ist. Andererseits würde ich ihm am liebsten an die Kehle springen, weil er solch ein Dummkopf war. Gemeinsame Sache mit dem Kundigenwiderstand zu machen, zieht die Todesstrafe nach sich.

»Ich habe es allein geschafft«, sagt mein Bruder. »Der Widerstand hatte damit nichts zu tun.«

»Du wurdest gestern Abend nach der Sperrstunde beim Betreten der Katakomben gesehen« – die Maske klingt fast gelangweilt – »und zwar in Begleitung bekannter Kundigenrebell.«

»Gestern Abend ist er schon eine ganze Weile vor der Ausgangssperre nach Hause gekommen«, lässt sich Großvater hören, und es ist seltsam, ihn lügen zu hören. Doch es nützt nichts. Der Blick der Maske gilt meinem Bruder allein. Der Mann blinzelt nicht einmal, während er in Darins Gesicht liest, wie ich in einem Buch lesen würde.

»Diese Rebellen wurden heute festgenommen«, sagt der Maskenmann. »Einer von ihnen hat uns deinen Namen verraten, bevor er gestorben ist. Was hattet ihr vor?«

»Sie sind mir gefolgt.« Darin klingt so ruhig. Als hätte er das hier schon mal gemacht. Als hätte er überhaupt keine Angst. »Ich habe sie vorher noch nie gesehen.«

»Und trotzdem wussten sie von deinem Heft. Haben mir alles darüber erzählt. Wie haben sie davon erfahren? Was haben sie von dir gewollt?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Maskenmann drückt die Glasscherbe tiefer in die zarte Haut unter Nanas Auge, und ihre Nasenflügel blähen sich. Ein Tropfen Blut zieht seine Spur ihr Gesicht hinab.

Darin holt tief Luft; es ist das einzige Anzeichen dafür, dass er

unter Druck steht. »Sie haben um mein Zeichenheft gebeten«, meint er. »Ich habe Nein gesagt. Ich schwöre es.«

»Und ihr Versteck?«

»Ich konnte es nicht sehen. Sie haben mir die Augen verbunden. Wir waren in den Katakomben.«

»Wo in den Katakomben?«

»Ich konnte es nicht sehen. Meine Augen waren verbunden.«

Die Maske betrachtet meinen Bruder einen langen Augenblick. Ich habe keine Ahnung, wie Darin unter diesem Blick so gelassen bleiben kann.

»Du bist gut vorbereitet.« Ein winziges bisschen Überraschung stiehlt sich in die Stimme des Maskenmanns. »Aufrechte Haltung. Tiefe Atmung. Die immer gleichen Antworten auf unterschiedliche Fragen. Wer hat dir das beigebracht, Junge?«

Als Darin nicht antwortet, zuckt die Maske die Achseln. »Ein paar Wochen Gefängnis werden deine Zunge schon lösen.« Nana und ich tauschen einen erschrockenen Blick. Wenn Darin in einem Martialengefängnis landet, werden wir ihn nie wiedersehen. Er wird wochenlange Verhöre über sich ergehen lassen müssen, und danach werden sie ihn entweder als Sklaven verkaufen oder umbringen.

»Er ist doch noch ein Junge«, sagt Großvater langsam, wie zu einem wütenden Patienten. »Bitte –« Da blitzt Stahl auf, und Großvater fällt um wie ein Stein. Der Maskenmann bewegt sich so flink, dass ich nicht begreife, was er gerade getan hat. So lange, bis Nana herbeistürzt. Bis sie eine schrille Wehklage ausstößt, einen Schrei aus purem Schmerz, der mich auf die Knie zwingt.

Großvater. Himmel, nicht Großvater. Ein Dutzend Gelöbnisse brennt sich in mein Gehirn. Ich werde nie wieder ungehorsam sein. Ich werde nie wieder etwas verkehrt machen. Ich werde mich nie wieder über meine Arbeit beklagen, wenn Großvater nur weiterleben darf.

Aber Nana rauft sich die Haare und wehklagt schreiend; wenn Großvater noch am Leben wäre, würde er sie niemals gewähren

lassen. Er wäre nicht in der Lage, das zu ertragen. Darins Ruhe ist wie mit der Sense gekappt; sein Gesicht wird weiß, von einem Grauen gefärbt, das ich bis ins Mark spüre.

Nana kommt taumelnd auf die Füße und macht einen unsicheren Schritt auf den Maskenmann zu. Er streckt die Hand nach ihr aus, als ob er sie ihr auf die Schulter legen wollte. Das Letzte, was ich in den Augen meiner Großmutter sehe, ist blanker Schrecken. Dann fährt das behandschuhte Handgelenk der Maske noch einmal blitzartig durch die Luft und hinterlässt eine dünne rote Linie quer auf Nanas Hals – eine Linie, die breiter und röter wird, während Nana fällt.

Ihr Körper trifft mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden auf, die Augen noch geöffnet und glänzend von Tränen, während Blut aus ihrem Hals auf den Teppich strömt, den wir letzten Winter zusammen geknüpft haben.

»Herr«, sagt einer der Legionäre. »Noch eine Stunde bis Tagesanbruch.«

»Schafft den Jungen weg.« Die Maske schenkt Nana keinen zweiten Blick. »Und brennt alles nieder.«

Dann wendet er sich mir zu, und ich wünschte, ich könnte wie ein Schatten mit der Wand hinter mir verschmelzen. Ich wünsche es mir sehnlicher, als ich mir jemals etwas gewünscht habe, und weiß doch die ganze Zeit, wie töricht es ist. Die Soldaten, die mich flankieren, grinsen sich an, während der Maskenmann langsam einen Schritt auf mich zumacht. Er hält meinen Blick fest, als könnte er meine Angst riechen, wie eine Kobra, die ihre Beute taxiert.

Nein, bitte nicht. Verschwinden. Ich will verschwinden.

Der Maskenmann blinzelt, während irgendeine fremdartige Emotion in seinen Augen aufflackert – ob es Überraschung ist oder Betroffenheit, ich weiß es nicht. Es spielt keine Rolle. Denn in diesem Moment springt Darin vom Boden auf.

Während ich ängstlich zurückgewichen bin, hat er seine Fesseln gelöst. Seine Hände fahren wie Klauen aus, als er der Maske an die

Kehle geht. Seine Wut verleiht ihm die Kraft eines Löwen, und eine Sekunde lang ist er das Ebenbild unserer Mutter mit seinen glänzenden honigfarbenen Haaren, den flackernden Augen und dem Mund, der zu einem wilden Fletschen verzerrt ist.

Der Maskenmann weicht zurück, mitten in die Pfütze aus Blut, die sich um Nanas Kopf ausgebreitet hat, und schon ist Darin bei ihm, schlägt ihn zu Boden, lässt Hiebe auf ihn niederprasseln. Die Legionäre stehen erst ungläubig erstarrt da und kommen dann wieder zu Sinnen; sie stürzen brüllend und fluchend nach vorn. Mein Bruder zerrt einen Dolch aus dem Gürtel des Maskenmanns, bevor ihn die Legionäre zu Boden werfen.

»Laia!«, ruft mein Bruder. »Lauf!«

Lauf nicht weg, Laia. Hilf ihm. Kämpfe.

Aber ich denke an den kalten Blick der Maske, an die Gewalt in seinen Augen. *Ich hatte immer schon eine Schwäche für dunkelhaarige Mädchen.* Er wird mich vergewaltigen. Und dann wird er mich umbringen.

Ich erschauere und mache einen Schritt zurück in den Gang. Niemand hält mich auf. Niemand bemerkt es.

»Laia!« Darin klingt, wie ich ihn noch nie gehört habe. Verzweifelt. In die Enge getrieben. Er hat gesagt, ich soll weglaufen, aber wenn ich so schreien würde wie er, würde er bleiben. Er würde mich nie zurücklassen. Ich bleibe stehen.

Hilf ihm, Laia, befiehlt eine Stimme in meinem Kopf. *Mach schon.*

Aber da ist auch eine zweite Stimme, und sie ist eindringlicher, lauter.

Du kannst ihn nicht retten. Tu, was er sagt. Lauf.

Aus meinen Augenwinkeln sehe ich Flammen flackern, und ich rieche Rauch. Einer der Legionäre steckt das Haus mit einer Fackel in Brand. Innerhalb von Minuten wird das Feuer es verzehren.

»Fesselt ihn diesmal richtig, und schafft ihn in eine Verhörtzelle.« Der Maskenmann löst sich aus dem Getümmel und reibt sich das

Kinn. Als er sieht, dass ich mich auf den Gang zurückgezogen habe, wird er seltsam still. Widerwillig begegne ich seinem Blick, und er neigt den Kopf.

»Lauf, kleines Mädchen«, sagt er.

Mein Bruder wehrt sich noch immer; seine Schreie fahren mir durch Mark und Bein. Da weiß ich, dass ich sie immer und immer wieder hören werde, ihr Echo wird Stunde um Stunde und Tag um Tag bei mir sein, bis ich tot bin oder es wiedergutmache. Ich weiß es.

Und dennoch fliehe ich.

Die engen Gassen und staubigen Märkte des Kundigenquartiers ziehen verschwommen an mir vorüber wie Landschaften in einem Albtraum. Mit jedem Schritt brüllt mir ein Teil meines Verstandes zu, umzukehren, zurückzulaufen, um Darin zu helfen. Mit jedem Schritt wird das jedoch weniger wahrscheinlich, bis es nicht einmal mehr eine Möglichkeit ist, bis ich nur noch denken kann: *Lauf!*

Die Soldaten verfolgen mich, aber ich bin zwischen den gedrunghenen Lehmziegelhäusern des Quartiers aufgewachsen und hänge meine Verfolger rasch ab.

Es beginnt zu dämmern, und aus meinem panischen Hetzen wird ein Stolpern, während ich von Gasse zu Gasse streife. Wohin soll ich mich wenden? Was soll ich tun? Ich brauche einen Plan, aber ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Wer könnte mir Hilfe oder Trost bieten? Meine Nachbarn werden mir die kalte Schulter zeigen, weil sie um ihr eigenes Leben fürchten. Meine Familie ist tot oder im Gefängnis. Meine beste Freundin Zara ist letztes Jahr bei einem Überfall verschwunden, und meine übrigen Freunde haben ihre eigenen Probleme.

Ich bin allein.

Als der Tag anbricht, finde ich mich in einem leeren Gebäude im ältesten Teil des Viertels wieder. Das geplünderte Haus duckt sich

wie ein verwundetes Tier in ein Gewirr aus zerfallenden Behausungen. Der Gestank von Unrat verpestet die Luft.

Ich kauere mich in eine Ecke des Raums. Meine Haare haben sich aus dem Zopf gelöst und sind heillos zerzaust. Die roten Stiche am Saum meines Nachthemds sind zerrissen, das helle Garn hängt schlaff herunter. Nana hat diese Stoßkanten zu meinem siebzehnten Jahrestag gefertigt, um etwas Farbe in meine trostlose Kleidung zu bringen. Es war eines der wenigen Geschenke, die sie sich leisten konnte.

Und jetzt ist sie tot. Wie Großvater. Wie meine Eltern und meine Schwester, schon seit Langem.

Und Darin: fort. In eine Verhörzelle verschleppt, in der die Martialien ihm wer weiß was antun werden.

Das Leben besteht aus einer Million Augenblicken, die nichts bedeuten. Aber der Augenblick, als Darin geschrien hat – dieser Augenblick bedeutete alles. Er war eine Mutprobe. Und ich bin durchgefallen.

Laia! Lauf!

Warum habe ich ihm nur gehorcht? Ich hätte bleiben sollen. Ich hätte etwas tun sollen. Ich stöhne und halte mir den Kopf. Ich höre ihn noch immer. Wo ist er jetzt? Haben sie schon mit dem Verhör begonnen? Er wird sich fragen, was aus mir geworden ist. Er wird sich fragen, wie seine Schwester ihn verlassen konnte.

Das Zucken einer flüchtigen Bewegung in den Schatten weckt meine Aufmerksamkeit, und die Härchen in meinem Nacken sträuben sich. Eine Ratte? Eine Krähe? Die Schatten bewegen sich, darin blitzen zwei böse Augen auf. Weitere Augenpaare gesellen sich hinzu, unheilvoll und geschlitzt. *Halluzinationen*, höre ich Großvater seine Diagnose in meinem Kopf verkünden. *Ein Symptom des Schocks*.

Halluzination oder nicht, die Schatten wirken real. Ihre Augen glühen wie Miniatursonnen, sie umkreisen mich wie Hyänen und werden mit jedem Vorübergehen dreister.